

Radio predigt

Erich Häring
Gepäck

Marianne Vogel Kopp
Auf den Punkt gebracht

Herausgeber:
Katholischer Mediendienst und
Reformierte Medien

R.-katholische Radiopredigt Gepäck Pfarrer Erich Häring Käserestrasse 1, 8593 Kesswil	3
Evangelische Radiopredigt Auf den Punkt gebracht Marianne Vogel Kopp, Theologin Hondrichstrasse 87, 3702 Hondrich Website: www.bibliodrama.ch	7

ISSN 1420-0155

Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Bederstrasse 76, 8027 Zürich,
und Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, der fotografischen
und audiovisuellen Wiedergabe sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten.

Bestellungen und Versand:

Kanisius Verlag, Radiopredigt, Postfach 880, CH-1701 Freiburg,
Telefon: 026 425 87 40, Fax: 026 425 87 43, E-Mail: verlag@canisius.ch.
Erscheint wöchentlich. Einzelpreis sFr. 5.–. Abonnement-Versand monatlich.
Jahresabonnement zirka 90 Predigten in 45 Broschüren, sFr. 52.–;
übrige europäische Länder: € 38.50 bzw. sFr. 56.– (inkl. Porto);
Übersee: € 40.50 bzw. sFr. 59.– (inkl. Porto).

Herstellung: Kanisiusdruckerei AG, CH-1701 Freiburg.

Gepäck

Regenjacke, leichte Jäckchen oder Pullover, Sonnenhut, T-Shirts, Blusen, Hemden, Hosen, kurze Hosen, Juppes, sportliche Kleidung, Abendkleid und Krawatten, Schuhe, Badeschuhe, Hausschuhe, Nachthemd, Pyjama, Unterwäsche, Strümpfe, Socken, Gürtel, zählt die Checkliste für eine Ferienreise aus dem Internet auf. Weitere 120 Hinweise folgen unter den Stichworten: Dokumente, Sportartikel, Körperpflege, Foto und Filmausrüstung, Reiseapotheke, nützliche Tipps und Diverses. Müsste kein Koffer gepackt werden, wären die Ferien viel schöner. Trotz der Checkliste lag mein Fahrausweis vor zwei Jahren zu Hause als ich in Denver am Schalter mein Mietauto beziehen wollte. Ein anderes Mal blieb das extra gekaufte Wörterbuch auf dem Schreibtisch liegen. Schweigend, ohne auf sich aufmerksam zu machen, blieb auch schon die Brille einfach im Badzimmer zurück und hat sich ihre eigenen Ferien geleistet während ich in den Ferien war. Müsste kein Koffer gepackt werden, hätten die Ferien nicht den geringsten Schatten, selbst wenn sie mit Regen beginnen würden.

Die Menschen, neben die uns der Abschnitt aus dem Markusevangelium für den heutigen Sonntag auf die Strasse stellt, kennen diese Probleme nicht. Sie brauchen keine Checkliste. Aufbrechen sollen sie. Aus dem Dorf gehen und den Alltag liegen lassen. Es ist Zeit. Zeit, weil die Bibel eine Seite vorher berichtet, die eigene Familie mache einem Schwierigkeiten. Trotz bester Absichten. Man kommt nicht an. Bei den eigenen Brüdern nicht. Nicht einmal bei der eigenen Mutter. Dies, obwohl man etwas zu sagen hätte. Warum also es nicht anderswo versuchen? Bei anderen? Mit anderen? Durch andere?

In dieser Stimmung kommt das Markusevangelium auf uns zu, wenn ich es jetzt etwas nach dem Beginn des 6. Kapitels aufschlage. Sie hören wiederum die Übersetzung von Friedolin

Stier. Eine Übersetzung, die uns nicht in wohlgesetzten Worten aus dem Haus holt, sondern nüchtern, kurz und nach vorn schauend, berichtet:

Dann zog Jesus lehrend umher durch die Dörfer ringsum. Und er ruft die Zwölf herbei. Und er begann, sie zu zweien auszusenden und gab ihnen Vollmacht über die unreinen Geister. Auch wies er sie an, nichts auf den Weg mitzunehmen, ausser einem Stock: Kein Brot, keinen Ranzen, kein Kupfergeld im Gurt, nur Sandalen untergebunden. Zieht auch nicht zwei Leibröcke an! Und er sagte zu ihnen: Wo ihr in ein Haus einzieht, dort bleibt, bis ihr fortzieht von dort. Und wo ein Ort euch nicht aufnimmt und sie auf euch nicht hören, von dort wandert weiter und schüttelt den Schmutz von euren Füßen – zum Zeugnis gegen sie. Und so zogen sie hinaus und verkündeten: es heisse umkehren. Auch viele Abergeister trieben sie aus, salbten viele Kranke mit Öl und machten sie heil.

Zugegeben. Von Ferien ist in diesem Unterwegs nicht die Rede. Ob das entscheidend ist? Diejenigen unter Ihnen, die morgen zur Arbeit gehen, unterscheiden sich eben so sehr von den gerade beschriebenen Menschen. Ohne Werkzeug, ohne Akten, ohne Auto, ohne GA, ohne Regenschirm oder Sonnenschutz, ohne Portemonnaie oder Mastercard; ohne Sonnenbrille oder Zahnbürste ist bei uns kaum jemand unterwegs. Zwar haben nicht alle immer alles. Die grossen Gepäckablagen in der Eisenbahn oder die geräumigen Kofferräume der Autos, gehen freilich nicht von Menschen aus, die nur Sandalen anziehen und sonst nichts bei sich haben.

Wer sich einen Moment Zeit nimmt, wird bemerken, dass zur Zeit Jesu kaum etwas anders war. Der römische Marineinfanterist des Kaisers war ohne Gepäck gar nicht denkbar. Kleopatra, die legendäre Pharaonin, hatte auf Reisen ihren Tross ebenso bei sich wie ein reicher Mann oder eine berühmte Frau. Wäre das nicht so gewesen, könnte ich nicht verstehen, warum Jesus es jetzt deutlich anders rät.

Nichts mitnehmen. Kleider, Gepäck und Geld. Alles zu Hause lassen. Schminke, Banknoten, Computer, Handbücher, Fortbewegungsmittel, Waffen, Ausweise und Portemonnaie.

Das macht arm. Arm und wehrlos und abhängig. Was bin ich gegen die Kälte und die Hitze der Welt? Was, wo Geld die Welt regiert? Ein Elefant ist nicht nur grösser als ich, sondern auch stärker! Die Kugel einer Pistole ist unvergleichlich leichter und kleiner als ich. Dennoch: tödlich. Heisst es nicht auch: Einer ist keiner.

Nur ich. Und du. Ohne alles. Alles zurücklassen. Nur ich mit dir? Auf dieser Strasse zwei. Zwei auf jenem Weg. Dahin ein ich und ich. Dorthin einer und eine. Vier Füsse in dieses Dorf. Vier Füsse in jene Stadt.

So wäre das gemeint? Wortwörtlich also? So, wie die zwei, die jeweils an der Wohnungstüre läuten, mich in einen Slalom von zehn Bibelzitate verwickeln und mir einen billig hergestellten Vierfarbendruck überreichen? So wäre das gemeint? Buchstabe für Buchstabe. Ohne Abstriche. Fanatisch. Fundamentalistisch? Bitte, wenn Sie wollen, können Sie das so sehen. Am besten, Sie machen dann eine Check-Liste, was alles zu Hause zu lassen ist. Wie schnell ist ein blinder Passagier dabei! Etwa ein Notfränkli oder ein Schnaps oder eine geistliche Drohung, die bei lebendigem Leib gerade so gut töten kann wie eine Pistolenkugel.

Wenn Sie Jesus aber wortwörtlich verstehen wollen, buchstaben genau, müssten Sie mir die beiden Kompromisse in den Anweisungen Jesu erklären. Die Zweiergruppen sollen doch nichts mitnehmen. Nichts, ausser einem Stock. Nichts, ausser untergebundenen Sandalen. Warum nicht barfuss und ohne einen Bengel in der Hand?

Nichts ist doch nichts. Oder offenbar doch nicht?

Wie, wenn es um Wesentlicheres ginge? Nicht um barfuss oder Sandalen. Sondern um Gott und Wahn? Um Zwänge oder Freiheit?

Alles einpacken. Alles mitnehmen. Jede Methode ausprobieren. Alles machen. Alles selber machen. Nichts auslassen. Total Ferien. Total happy. Total am Limit. Total Seelsorger. Total

Partnerin. Alles. Total. Ganz. Hundertprozentig. Vollkommen. Unübertreffbar. Barfuss, auch im Winter, bei Eis und Schnee. Ohne Stab und nichts. Einfach so auf das Matterhorn. Der Zwang des Ich besser zu sein als alle anderen, besser zu sein als Gott.

Dagegen dann die Haltung des Nazareners. Geht so wie ihr seid. Ihr! Ohne den Zwang, es selber machen zu müssen. Wo es barfuss geht, geht barfuss. Wo es Sandalen braucht, zieht Sandalen an. Braucht es einen Stab, dann benutzt ihn. Hilft eine Methode, warum also nicht.

Wer aber meint, Gott könne durch möglichst viel Reisegepäck ersetzt werden, täuscht sich und fällt den Dämonen des Stress, der Hetze, der Totalität und dem Machbarkeitswahn zum Opfer. Die Ermutigung, mit sich selber, den eigenen Talenten und den eigenen Schatten auf den Weg zu gehen, empfinde ich als ein Geschenk des Glaubens. Die Gottesgeschichten Jesu weiter zu erzählen, ohne selber Gott sein zu müssen, ist die einzige Art, wie ich Seelsorger sein kann. Gott das Wesentliche zutrauen zu dürfen, macht mich während dem Tag fröhlich und lässt mich abends immer einschlafen.

Denen von Ihnen, die sich auf die Ferien freuen, wünsche ich einen leichten Koffer und gute Erholung. Denen, die während den kommenden Wochen arbeiten, wünsche ich für die Nacht eine Matratze, in denen alle Zwänge des Tages versickern, sodass Träume von befreitem und gelöstem Leben neuen Raum gewinnen.

Auf den Punkt gebracht

Manchmal gelingt es uns, etwas auf den Punkt zu bringen. Vielleicht mussten wir danach suchen, gingen lange schwanger mit etwas Diffusem, erahnten es bloss ungeduldig. Und dann trifft uns die Klarheit mit Wucht. Es durchströmt uns ein Glücksgefühl. Alles ist dann gut.

Manchmal kommt so eine Einsicht auch wie von selbst. Mitten im Alltag leuchtet sie plötzlich unerwartet auf und schenkt uns eine kleine weisheitliche Erleuchtung.

Das befriedigt, zwischendurch das Leben auf den Punkt zu bringen. Das stimuliert. Ich kann aufatmen. Ich kann mich eine Weile absetzen von den hektischen Lebensbewegungen. Es ist wie Heimkommen.

Genau das ist es. Das ist der springende Punkt. Und wenn ich den habe, fügt sich eines zum andern. Ich verstehe mein Leben. Alles macht Sinn. Ich habe den Durchblick.

Ich lade Sie nun ein, jemandem zuzuhören, der genau diese Erfahrung gemacht hat, dem es aufleuchtete, der die ganze Menschheitsgeschichte auf einen Punkt brachte. Sie hören eine Live-Aufnahme von Hanns Dieter Hüsch, den Schluss seines Kabarett-Programms «und sie bewegt mich doch»:

«Es ist eine winzige Geschichte von bloss sechs Zeilen. Ich erlebte sie vor 25 Jahren. Ist es Leichtsinn oder falscher Ehrgeiz? Es reizt mich aber, die Menschheitsgeschichte auf einen Punkt zu bringen: Ich sah einen Mann/mit seiner Frau/beide schon älter/die Frau war blind/der Mann konnte sehen/der Mann fütterte sie. (betretenes Schweigen) Ja, das war's (Gelächter und Applaus).»

Haben Sie dieses Lachen aus dem Publikum gehört, ganz zuletzt? Da lachte jemand auf, etwas zu hektisch und zu laut. Diese sechs Zeilen haben die Frau offenbar irritiert. Hüsch wird es recht gewe-

sen sein. Das Irritieren ist durchaus beabsichtigt bei Kabarettisten. Aber ich lasse jenes verräterische Lachen stehen und frage Sie:

Wie kommt diese kleine Geschichte bei Ihnen an? Dachten Sie spontan: Die arme Frau? Oder: Der geplagte Mann!

Oder haben Sie Mühe mit der Überbetreuung von Behinderten? Dachten Sie: Die Frau ist ja bloss blind, also essen kann die doch allein.

Oder war da spontan eine kühle Distanz: So ist es recht, die Alten sollen selbst füreinander sorgen und nicht alles von den nachfolgenden Generationen erwarten?

Wie auch immer, diese kleine Geschichte hat Hanns Dieter Hüsch nicht erzählt, damit sein Publikum kritiklos zustimmt. So einfach sie daherkommt, so widerständig ist sie.

Und sie betrifft. Das Alter geht uns alle an. Wenn wir nicht vor der Zeit sterben, holt es uns ein. Und selten kommt es ohne Verluste, körperliche und soziale.

Die kleine Geschichte sagt nichts über die Befindlichkeit von dieser älteren Frau und diesem älteren Mann. Fällt sie ihm zur Last? Wohl eher nicht. Aus dem Blickwinkel von Hüsch ist es gut so, sind die beiden ruhig und gelassen. Sie strahlen eine Selbstverständlichkeit aus. Dieses Füttern ist eher eine Liebesbezeugung als ein Opfer. Er gibt, sie nimmt, es ist o.k.

Eigentlich ist es eine ganz banale Begebenheit, die der Kabarettist erzählt. Was er wohl meint mit seiner etwas vollmundigen Einführung? Verstehen Sie das? Bringt er damit wirklich die Geschichte der Menschheit auf den Punkt?

2. Toneinspielung

Nichts Spektakuläres, nichts Tiefschürfendes verbirgt sich in diesem Geschichtchen. Es ist so einfach und schlicht und gewöhnlich. Und ist es nicht auch anspruchslos? Es kommt

manchen bestimmt richtig lächerlich vor, dies als «Summe der Erkenntnis» zu deklarieren. Und schon zuckt uns ein verächtliches Lächeln um die Mundwinkel.

Also wenn unser Nachbar diese Geschichte erzählt hätte, der weder besonders gebildet noch sonst irgendwie klug ist, dann hätten sicher viele von uns spöttisch gegrinst. Aha, zwei Alte beim Füttern – und das soll das Leben auf den Punkt bringen, der ist wohl nicht mehr so ganz klar im Kopf...

Aber nun hat nicht irgendwer, sondern der äusserst wortmächtige, präzise, unorthodoxe und zwischendurch hoffnungsvoll predigende Kabarettist Hanns Dieter Hüsch diese Geschichte erzählt. Demnach kann sie nicht banal sein. Die ist doch doppelbödig. Da muss aus einer anderen Ebene Sinn hindurchscheinen.

So ähnlich stelle ich mir die Reaktion auf die Geschichten und Gleichnisse vor, die Jesus aus Nazareth vor knapp 2000 Jahren erzählt hat. Die nahmen ihren Ausgang auch beim Alltagsgeschehen, sprachen von Dingen, die alle kannten, die jedem passieren konnten. Er brachte mit seinen gewöhnlichen Anschauungsbeispielen zwar nicht die Menschheitsgeschichte auf den Punkt, bei ihm war es das Himmelreich.

Aber seine Schärfe und Präzision in der Zuspitzung kamen auch nicht bei allen an. Viele gingen verwirrt weg, kopfschüttelnd über so viel Alltagsspiritualität. Andere forderten eine Erklärung, aber dann erzählte er eher obendrauf nochmals ein Gleichnis, als dass er das erste ausgelegt hätte.

Und es gab zu jener Zeit auch viele elitäre Gruppen: Die Essener, die Zeloten, die Pharisäer. Sie hatten alle ein grosses Sendungsbewusstsein, eine starke Selbsteinschätzung. Und vom Pöbel distanzierten sie sich. Das Volk war ihnen zu dumm, zu unpolitisch oder zu wenig fromm. Es verdiente nichts anderes, als verächtlich behandelt zu werden.

Und da kam dieser Jesus, dieser Rabbi aus dem rückständigen Galiläa. Für die Eingebildeten war es stimmig, dass dieser sich

bei den Gewöhnlichen aufhielt, dass er Gemeinschaft hatte mit den Deklassierten der Gesellschaft. Für sie passte er zu den Zöllnern und Sündern und dem verachteten einfachen Volk.

Jesus hat ihre Verachtung nicht geteilt, im Gegenteil: Er hat die Menschen angesehen, sie ernst genommen. Und mit seiner Beachtung hat er ihnen Achtung entgegengebracht. Er hat sie gewürdigt, alle, auch gerade die mit den Mängeln.

Und dann hat er erzählt, eben, kleine alltägliche Geschichten. Und niemand brauchte Vorkenntnisse oder besondere Einweihung. Er brachte das Reich Gottes auf den Punkt, indem er für sein geheimnisvolles Wachsen Bilder aus der Natur und aus dem Zusammenleben gebrauchte.

Nicht belehrt hat Jesus, keine Dogmen verkündigt, keinen Gehorsam für irgendein Revolutions-Programm gefordert. Er hat auch niemanden beschämt und klein gemacht durch besonders kluge Argumentation. Jesus hat einfach erzählt. Und die Menschen konnten an ihren eigenen Erfahrungen anknüpfen. Wer Ohren hatte zu hören, der hörte, dem gingen die Augen auf, der verstand.

Und in dieser Tradition des einfachen Erzählens von dem, was Mut macht und heil macht, sehe ich Hanns Dieter Hüsch. So ganz ohne Bildungsbürger-Dünkel, aber mit dem lächelnden Blick auf das Menschliche, mit dem weisen Verstehen. Und er bringt es tatsächlich auf den Punkt. Gerade in dieser Schlichtheit.

Er zeigt uns zwei alte Menschen. Die Frau ist blind. Sie muss mit dem Verlust ihrer Sehfähigkeit umgehen und offenbar genießt sie trotz dieser Beschränkung Lebensqualität. Denn sie hat einen Partner, der mit geht, der für sie sieht.

Hüsch stellt uns in knappster Form zwei liebenswürdige alte Menschen vor Augen. Sie sind verbunden miteinander, verstehen sich offenbar und strahlen etwas Versöhntes aus. Ein mildes, sanftes altes Paar.

Das ist eine grosse Einladung zur Bescheidenheit. Und das Leben von uns Menschen muss sich spätestens jenseits der

Lebensmitte zu bescheiden anfangen. Unerbittlich setzt der Abbauprozess der physischen Leistungsfähigkeit ein. Der Körper meldet sich je länger desto häufiger mit seinen sensiblen und zerbrechlichen Seiten.

Und am Ende kommt für alle Sterben und Tod. Wie sehr wir das auch ausblenden mögen, unser Leben ist ein grosser irdischer Spannungsbogen: zunächst viel Aufblühen, zuletzt aber immer Scheitern. Machen wir uns nichts vor. Der Alterungsprozess mit seinen Degenerationen macht allen zu schaffen, ist letztlich die grösste Kränkung unseres Menschseins. Da täuscht auch unser westliches Gehabe dynamischer Senioren nicht darüber hinweg.

Hanns Dieter Hüsch zeigt mit umwerfender Schlichtheit den entscheidenden Punkt: Nur eingebettet in eine Beziehung, in ein Beziehungsnetz, ist die letzte Phase gut zu bewältigen.

Es braucht einen Anlaufweg zu solchem Bescheiden. Immerweniger-Werden und Vergehen gelingt nicht von selbst. Hüsch lädt ein zum Hinsehen zu den alten Menschen, zu den gebrechlichen und behinderten. Denn das ist das Menschenlos, wenn wir alt werden dürfen, dann sind Verluste unumgänglich.

Es macht deshalb Sinn, schon in der produktiven Lebensphase den Wertekatalog immer wieder zu revidieren. Und dann setze ich anstatt auf Effizienz zwischendurch bewusst auf Langsamkeit. Dann frage ich statt nach der Ökonomie nach der Würde. Dann verabschiede ich mich vom spastischen Druck und übe mich in Milde. Und einmal ist genug experimentiert, dann kann ich mich binden. Und einmal durchschaue ich meine Dauer-Spontaneität und bemühe mich, zuverlässig zu werden. Dieses Umdenken braucht Mut. Aber es lohnt sich. Es hilft mir, intensiver zu leben. Und es schenkt mir wirklich tragende Beziehungen.

Wer ein Leben lang auf Trab ist, mehr oder weniger den Konventionen, vielleicht auch nur dem Egoismus verpflichtet, der hat im letzten Lebensabschnitt nicht einfach liebe Menschen

zur Seite, die ihn stützen, pflegen, begleiten und allenfalls füttern. Nur wer für andere da ist, bekommt auch Zuwendung, wenn der Lebensraum eng wird.

Und so werden die zwei älteren Menschen aus der scheinbar ganz banalen Geschichte von Hanns Dieter Hüsch zur Ermutigung. Sie machen Mut zur Einfachheit. Oder mit einem alten Begriff gesagt: zur Demut. Soviel auch verloren geht, wenn das Zwischenmenschliche in früheren Jahren ausreichend Nahrung erhielt, wenn der liebevolle Umgang miteinander gepflegt wurde, so trägt es schliesslich auch durch die Jahre des reduzierteren Lebens.

Und dazu gehört, dass Paare und Familien, dass Freundinnen und Freunde auch den Müssiggang miteinander pflegen. Zusammen faul sind, Gespräche führen, Spaziergänge machen – einfach so. Ohne Ziel und Bedingung. Dass sie sich auch in den mittleren Jahren bereits im Brachland begegnen und spüren: wir sind zwar unproduktiv. Aber es darf sein. Es ist gut so.

Und das als Einüben nehmen für kraftlosere Wegstrecken, für den letzten Abschnitt und – in aller Bescheidenheit – für das Reifwerden zum Sterben.

Dazu zum Schluss noch ein Zitat von Hanns Dieter Hüsch, diesem heiter-kritischen Tiefgänger mit Jahrgang 1925:

«Es gibt Textmomente, da weiss ich ganz genau, das ist nicht von dir, das hast du nicht geschrieben, da hat der liebe Gott nachgeholfen. Gewiss, viele Aufgeklärte halten das für einen Rückfall ins Kindische. Sollen sie. Ich jedenfalls fühle mich nicht allein. Gott lässt mich nicht im Stich, ich habe grosses Vertrauen zu ihm, er allein erlöst mich, wird mich in seine Arme nehmen und dorthin führen, wo ich erwartet werde.»